

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 3 (1935)
Heft: 18

Artikel: Verloren und wiedergefunden [Fortsetzung]
Autor: Boris, Siro
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567067>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Verbandszeitung finanzielle und geistige Unterstützung erhält, wird ihre Leitung in Anerkennung gewiß gerne auf einige Konzessionen verzichten, die hier und da, wohl zum Bedauern vieler, noch Raum in ihren Spalten finden.

Es ist beschämend, aus dem Verbandsblatt immer wieder ersehen zu müssen, daß ein gewisser Teil von Abonnenten nicht einmal der natürlichsten Verpflichtung — der Einlösung des Abonnements — nachkommt. Und dabei sollte man von jedem von uns positive Arbeit erwarten können! Vergessen wir nie, daß die „L. f. M.“ und was aus ihr noch werden wird, nicht im Stadium eines Vereins verharren sollte. Es gilt, durch sie eine Gemeinschaft zu verwirklichen zur Durchsetzung unserer Anerkennung als Menschen, die von der Natur anders geschaffen, dennoch den gleichen Anspruch auf Achtung und Verständnis seitens der Allgemeinheit erheben dürfen. Diese Stellung, auf die wir ein Anrecht haben, kommt nicht von selbst, wir müssen uns dafür einsetzen mit unserer besten Kraft. Möge jeder von uns einmal darüber nachdenken, worin SEIN Einsatz bestehen könnte. Jede Arbeit, die aus eigenem Erleben, aus ernstem Sinnen, aus froher oder bitterer Erinnerung erstand, kann den Gleichgearteten den starken Glauben an andere Kämpfende vermitteln und zugleich wird sie auch langsam dem Normalen die Augen öffnen über die tatsächliche Wesensart unserer Minderheit. Bald hält der Winter wieder Einkehr mit seinen langen Abenden, da sich die Einsamkeit doppelt hart anmeldet — könnten wir dann nicht hin und wieder eine stille Stunde der Mitarbeit an der Bewegung opfern?

EINEN großen Dienst endlich vermag jeder unserer Bewegung dadurch zu erweisen, daß er ein anständiges und unauffälliges Leben führt, denn jeder Fehltritt fällt nicht allein auf ihn zurück, sondern beschattet zugleich auch den Ruf aller Andersgearteten. Wir bleiben vorläufig eine Minderheit inmitten von Tausenden, die uns nicht verstehen können; hierauf müssen wir uns stets besinnen, wenn wir uns nicht selbst vernichten wollen. Unsere Flucht vor der Vereinsamung liegt im Anschluß an die Gemeinschaft unseresgleichen, das Ansehen dieser Gemeinschaft bleibt mit der Lebensführung eines jeden von uns untrennbar verknüpft.

Hymnus

von Gaston Dubois.

Du bist ein Traum vom fernen, heißen Süden,
Und alle Wünsche münden in Dich ein.
Von mir fällt alles, von dem Tag, dem müden,
Und alle Bitternis wird frohes Sein,

Wenn Deiner schmalen Augen dunkle Flamme
Mein Antlitz streifen, das in Deinem ruht.
Nicht frag' ich, wer Du bist und wie Dein Name:
Du lebst auch unerkannt in meinem Blut.

Dein sammt'nes Haar schlingt sich zum Bacchanale,
Und Deine Stirne ist ein Märchenschrein,
Und Deines Mundes reingeformte Schale
Entquellen Worte: süßer, dunkler Wein.

Du bist ein Traum vom fernen, heißen Süden,
Wo Mango blüht und wo die Lava loht.
Du bist die Frucht von Paradiesesblüten.
Du bist der kühle Trank. Du bist das Brot.

Dich schufen milde Götter, daß das Schöne
In einem Menschen einen Tempel habe,
Der diese arme Erde herrlich kröne.
Du bist von Himmlischen die Gnadengabe.

Mit Deinen Händen segnete der Weise,
Der auf der Lotosblume thront, die Qual,
Und alle stummen Steine singen leise,
Wenn sie Dein Fuß berührt, ein Madrigal.

Du bist ein Traum vom fernen, heißen Süden.
Du bist im Glanz der Sterne hellster Schein.
Der Tag schläft längst, und alle Satten, Müden:
Von Deinen Lippen trink ich roten, heil'gen Wein...

Verloren und wiedergefunden

von Siro Boris.

3

Peter begann. Sein Blick schweifete in die Ferne und wie abwesend klang seine tonlose Stimme. „Herbert, es ist jetzt etwas mehr als ein Jahr, da saßest Du in später Nachtstunde auf einer einsamen Bank am See draußen. Ich weiß heute noch nicht, warum ich gerade in jener Nacht meinen Weg durch den Park nahm, den ich sonst doch immer mied. Und was mir den Mut gab, mich zu Dir zu setzen, weiß ich auch nicht. Ich weiß nur, daß Du mir Dein Elend und Deine Not geklagt hast und aus Deinen Worten merkte ich nur zu bald, daß ich neben einem saß, der im Begriffe war, sein junges Leben von sich zu werfen. Und das weiß ich heute noch, wie wenn es gestern gewesen wäre, daß ich mit Dir gerungen habe, bis Du den entscherten Browning in meine Hand legtest und wie ich Dich mit mir nahm, mit Dir mein bescheidenes Zimmer teilte und wie es mir endlich gelang, Dir eine Stelle zu verschaffen. Das alles ist mir in dieser Nacht durch den Kopf gegangen. Und noch etwas. All die glücklichen Stunden, die wir zusammen verlebt haben, sind noch einmal lebendig geworden in mir. Und für diese Stunden danke ich Dir, Herbert. Und nun willst Du mich verlassen. Gewiß, ich bin nicht so egoistisch, Dir vor Deinem Glück stehen zu wollen. Ich kann nur hoffen, daß es wirklich Dein Glück ist. Eines aber nimm mit Dir, Herbert: wenn es Dir jemals schlecht gehen sollte, meine Türe steht Dir immer offen und denke daran, daß ich nie, nie aufhören werde, an Dich zu denken!“

Peter hatte nicht bemerkt, daß Herberts Kopf sich immer tiefer geneigt hatte; jetzt aber sah er, daß schwere Tropfen zur Erde fielen. Sanft streichelte er Herberts volles, kastanienbraunes Haar. Dann nahm er ihn beim Arm und langsam schritten sie wieder der Stadt zu. —

Im Hotel war ein neuer Gast angekommen. Ein imponierender Dreißiger, aus dessen tiefschwarzen Augen Intelligenz und Lebenslust leuchteten. Im Fremdenbuch hatte er sich als Monsieur Charles Dupierre, commerçant de Lyon, eingetragen. Wie Hamilton war auch dieser Herr Dupierre bald der Mittelpunkt des

Artgenossen! Abonniert das „Freundschafts-Banner“!

Interesses; es bestand nur der Unterschied, daß er die verliebten Blicke der Damen mit ebensolchen quittierte. Trotzdem geschah es, daß Hamilton sich ihm nähern konnte und schon am Nachmittag sah man die beiden beim Kartenspiel. Herbert ärgerte sich darüber und hätte die größte Lust gehabt, ihm gleich zu sagen, daß er sich anders entschlossen habe. „Mag er diesen Franzosen mitnehmen“, dachte er zornig, „mit der Treue scheint er es also nicht sehr ernst zu nehmen.“ Auch Peter hatte das Zusammensitzen des Engländers mit dem Franzosen beobachtet und ein leiser Hoffnungsstrahl leuchtete in ihm auf. „Vielleicht gefällt im nun dieser noch besser und dann gibt er Herbert gerne wieder frei“, dachte er. Er wußte ja noch nicht, daß ihm von diesem Dupierre ein neues Glück kommen sollte.

Herbert bestand darauf, daß Peter nochmals mit ihm einen Gang durch die Stadt mache, von dem sie erst gegen Abend wieder ins Hotel zurückkehrten. Beim Betreten desselben fiel es ihnen auf, daß die Gäste in kleinen Gruppen beisammenstanden und in ein eifriges Gespräch vertieft zu sein schienen. „Gewiß ist etwas passiert“, sagte Herbert, doch wollten sie nicht fragen. Sie waren schon beinahe vor ihrem Zimmer angelangt, als ihnen der Etagenboy entgegeneilte mit dem Ausruf: „Wissen Sie schon, der Engländer ist verhaftet worden! Er soll ein ganz gerissener Gauner sein. Ich hab' ihn nie gemocht, diesen aufgeschnielten Hochstapler. Und wissen Sie, wer ihn entlarvt hat? Monsieur Dupierre, der ist nämlich gar nicht Kaufmann, sondern der beste Detektiv von Paris.“

Peter und Herbert standen wie angewurzelt. Herbert zitterte am ganzen Körper und Peter mußte ihn stützen, sonst wäre er hingefallen. Im Zimmer sank er wie ohnmächtig aufs Bett. Peter saß neben ihm; mit der einen Hand hielt er seine Rechte, mit der andern strich er über sein bleiches Gesicht. Endlich öffnete er die Augen.

„Peter, kannst Du mir verzeihen?“ Mehr konnte er nicht sagen, Tränen erstickten seine Stimme.

Als er nach einer geraumen Weile ruhiger geworden war, sagte Peter feierlich: „Herbert, an diese Stunde werden wir denken, solange ein Tropfen Blut in unseren Adern rollt. Zweimal bist Du am Abgrund gestanden, zweimal durfte ich in der Stunde der Entscheidung bei Dir sein — und ich werde immer bei Dir bleiben, bis der Tod uns scheidet“, fiel ihm Herbert ins Wort. Und nun feierten die beiden Freunde ein Versöhnungsfest, wie es wohl nie sonst gefeiert worden ist.

(Schluß folgt)

Das Märchen vom Bodensee

1

von Golfy.

I. Durch eine Unachtsamkeit

Der spitze, kräftige Bug unserer Segeljacht durchschneidet die klaren, grünen Fluten des Sees. Die großen, weißen Segel blähen sich im Winde. Am Bug spritzten Brecher auf und züngelten und leckten an der weißen Bordwand empor. Ganz hinter uns zog sich ein weißer Gischtreifen nach, der sich allmählich in der Ferne verlor. Stolz knatterte und flatterte die rote Fahne mit dem weißen Kreuz.

Wir hockten beide auf weichen Polstern vor der Kombüse. Remi hatte das Steuer in der Hand, doch

achtete er nicht auf den eingenommenen Kurs. Die kleine Türe zur Kajüte war offen und ein Radio spielte leise und einschmeichelnd Solveygs Lied. Das Schluchzen und wieder Jubilieren der Geige ergriff eine Saite ganz im Innern und ließ sie hell und klar erklingen. Mit weltverlorenem Blick träumte mein Freund. Ich ließ meine Augen über das große Wasser gleiten. Mit dem Wasser war ich so sehr verwachsen, das Wasser war mein liebster Gefährte. Bei Sturm und Sonnenschein kannte ich es und immer wieder zog mich eine unerklärliche Sehnsucht hinaus auf die unergründlichen Fluten.

Achterseits ertönte dann plötzlich ein Krachen und Splittern, dann ein unterdrückter Schrei, der uns auf die Beine brachte. Kurz darauf erschien im Kielwasser ein Boot, das sich langsam mit Wasser füllte, kieloben, und daran klammerte sich ein junger Mensch mit schmerzverzerrtem Gesicht. Das Umstellen des Segels und das Umwerfen des Steuers, war das Werk von Sekunden. Die Jacht machte kehrt. Dann wurde das Großsegel vom Winde abgedreht und die Fahrt verlangsamte sich. Remi steuerte hart am Verunglückten vorbei.

Rasch war das Steuer fixiert und wir bogen uns über die Reling und griffen mit starken Händen nach dem Schwimmenden und zogen ihn an Bord. Wieder kehrt, um nun auch noch das Boot zu fassen. Mit großer Anstrengung gelang es uns, dieses hochzuheben und das Wasser allmählich zu entleeren.

„Wie kam das?“ forschte ich.

„Das ist einfach“, antwortete Remi und man sah ihm das schlechte Gewissen an, „ich habe nicht aufgepaßt und der andere wird auch geschlafen haben!“

Der Gerettete wies an seiner Seite ein zerrissenes Trikot auf, aus dem reichlich Blut floß. Ein gebrochener Spannt seines Bootes hatte sich in seine Seite gebohrt. Er hob das blutgetränkte Trikot hoch und wir sahen eine klaffende Wunde, aus der unaufhörlich Blut rieselte, das ihm nun schon bis zu den Knien lief.

„Um Gottes Willen, ist die Wunde tief?“ fragte ich. „Schlimm genug, allerdings, doch wird sie schnell heilen!“ erklang seine ruhige Stimme.

Ich schob ihn in die Kajüte, während Remi wieder ans Steuer ging. Ich bat ihn, sich auf die Bank zu legen und holte Verbandszeug hervor. Die Wunde an seiner Seite war allerdings tief, doch sah sie sauber aus. Mit einer desinfizierten Pinzette holte ich einen Splitter des eingedrungenen Spants hervor, tupfte das Blut ringsherum ab und verband die Wunde nach allen Regeln der Kunst. Dann zog ich das blutgetränkte Trikot aus um es zu waschen. Matt lächelnd lag er nun vor mir. Sein sonnenbrauner Körper war gut im Aussehen und ich bewunderte das Spiel der Muskeln. Mit leisen Worten dankte er mir und ich empfahl ihm, recht ruhig liegen zu bleiben, damit die Wunde schnell heile oder doch wenigstens die Blutung aufhöre.

Eine molligwarme Decke hüllte ihn dann ein und ließ nur noch seine Umriss ahnen. Dann trat ich wieder ans Sonnenlicht, um meinen Freund am Steuer zu informieren. Dabei entdeckte ich, daß ein ganz besonderes Interesse ihn gefesselt hatte. Er blickte mir treuherzig in die Augen und ich las darin eine innige Zuneigung zu mir und eine stumme Bitte, die ich sofort verstand und die ich durch Händedruck bekräftigte.

Mit vollem Orchester spielte der Radio „Einzug der Königin von Saba“. Unsere Jacht durchfurchte weiter die grünen Wasser und langsam sank die Sonne dem Westen zu.

(Fortsetzung folgt)